

www.sprachatlas.ch schrittweise der Öffentlichkeit frei zugänglich. Den Kern bilden Hunderte Schweizer Karten, auf denen sich regionale Varianten abrufen lassen, unter Oberbegriffen wie «Stalljauche» oder «Wolldecke». Beim Stöbern findet man etwa heraus, welche über hundert Wort- und Lautvariationen es einst für «Ameise» gab. Und für die zwei verlorenen Begriffe meiner Kindheit liefern die Karten zahlreiche Nachweise in der ganzen Nordostschweiz.

Verlass ist hierbei auch auf das «Zürichdeutsche Wörterbuch» von Heinz Gallmann (2009). Es kennt nicht nur das vom italienischen «Spinacio» abgeleitete «Binätsch» – samt der Redewendung «im Binätsch usse» für einen abgelegenen Ort –, sondern auch die «Bowèère», samt Diminutiv «Bowèèrli» und der Nebenbedeutung «Kefe»: Für den Löwenzahn listet der dicke Band allein im Kanton Zürich über zwanzig verschiedene Namen auf, von der züritypischen «Chrottepösche» über «Pfafferöörli» bis zu «Chüngelichruut». Diese Vielfalt ist inzwischen arg dezimiert, wie der neue «Dialäkt-Atlas» zeigt. Bei der jungen Generation scheint sich zwar im Bernischen die «Söiblueme» wacker zu halten, während sich in der Nordostschweiz eine Invasion von «Löwenzahn» ankündigt. Beim «Summervogel» finden wir im «Zürichdeutschen Wörterbuch» schon die Anmerkung, das viel jüngere «Schmetterling» nehme überhand. Er ist übrigens eine Bildung zu «Schmetten» für «Rahm», da sich diese Falter gerne auf Milchgefässe setzten, wie auch das englische «Butterfly» andeutet.

Nun also scheint des «Summervogels» Ende besiegelt, wie auch der «Tages-Anzeiger» unter dem Titel «Diese Dialektwörter sterben bald aus» verkündet hat. Dasselbe gelte für das Wort «Kanapee», das in einigen Jahrzehnten ganz von «Sofa» abgelöst werde. Nicht bedacht worden ist dabei allerdings, dass sich der Begriff in der Gastronomie halten könnte – als Bezeichnung für belegte Toastbrötchen. Ohnehin lässt sich das Aussterben von Wörtern kaum verlässlich voraussagen. Das Orakel des «Tages-Anzeigers» stützte sich zwar auf Prognosen der Berner Nationalfondsstudie, doch Blicke in die Zukunft sind nur ein spielerischer Neben aspekt dieses Projekts am Institut für Germanistik der Universität Bern.

Als Basis ist rund ums Jahr 2020 in 127 Ortschaften der Sprachgebrauch von gut tausend Personen aus zwei Generationen (Boomers und Millennials) erfragt worden. Dies knüpft mit modernen Mitteln an den alten «Sprachatlas» an, so dass die Entwicklung seit der Mitte des letzten Jahrhunderts beleuchtet werden kann – mit gewissen Unschärfen allerdings: Da die neue Erhebung auf 127 Orte beschränkt war, hat man beispielsweise bei Vergleichen beim alten Datenmaterial ebenfalls nur diese berücksichtigt, also einen Bruchteil der damals 566 einbezogenen Orte.

Die Auswertung und Einordnung ist noch im Gange. Doch die Daten sind gesammelt – und erste Ergebnisse abrufbar unter www.sdats.ch, wo ab kommendem November der populärwissenschaftlich orientierte «Dialäkt-Atlas» zugänglich gemacht wird. Nebst dem Wortschatz werden auch regionale Eigenarten in der Grammatik beleuchtet, etwa der Umstand, dass die zwei bekanntesten Schweizer Grossverteiler in allen drei Geschlechtern vorkommen.

Anruf bei Adrian Leemann, dem Leiter dieser Studie. «In unserer Sprache ist gerade vieles im Wandel», sagt der Germanistikprofessor, in Zofingen geboren als Sohn eines Zür-

chers und einer Thurgauerin. Allerdings führen die Veränderungen nicht nur in eine Richtung, wenngleich die Erhebung die Tendenz bestätigt, dass wie fast überall in Europa die regionale Vielfalt schwindet: Erstens greifen hierzulande die Dialekte aus den grössten Städten dank deren Einfluss als Wirtschaftsmotoren um sich, zweitens nehmen hochdeutsche Einflüsse weiter zu. Doch die selbstverständliche Verankerung des Dialekts in Alltagsgesprächen aller Schichten und seine starke Rolle in der neuen Schriftlichkeit (etwa im SMS-Verkehr) spielt der Mundart in die Hände.

Wenig überraschend ist, dass das deutsche «Kerngehäuse» dem praktischen «Bütschgi» nichts anhaben kann. Letzteres erobert nun, zulasten regionaler Bezeichnungen wie «Bätzi» und «Gütschi», von Zürich aus die halbe Deutschschweiz: Bei der Befragung zum alten Sprachatlas gab jede achte Person «Bütschgi» an – bei jungen Erwachsenen von heute (Jahrgänge 1985 bis 2002) jede vierte. An dieser Generation lassen sich aber auch erstaunliche Tendenzen ablesen.

So verwenden weniger als zwei Fünftel der Befragten für die Käsekruste im Fondue-Caquelon die standardnahe Bezeichnung «Chruschte», dafür knapp die Hälfte den vorher im Raum Sankt Gallen und im Emmental gebräuchlichen Übernamen ungeklärten Ursprungs: «Grossmuetter» (oder als Varianten «Stief-/Schwigermueter»). Und für Brotschnitt setzt sich fast im ganzen Kanton Bern nicht etwa «Aaschnitt» durch, sondern das früher nur auf ein kleines Gebiet beschränkte «Mürggel». Das einst in der Zentral schweiz dominante «Gumel» für «Kartoffel» wiederum, das dann nach Schwyz zurückgedrängt wurde, gewinnt mit den Millennials in umliegenden Kantonen Terrain zurück.

Eine wissenschaftlich abgestützte Erklärung für diese Phänomene hat Leemann noch nicht parat, dafür ein Bauchgefühl: «Ich glaube, es hat mit der Ästhetik und Originalität des Worts zu tun.» Das zeige sich auch beim Siegeszug von «giireizle», das sich dem Trend zur sprachlichen Dominanz städtischer Zentren widersetzt: Es sei im Vergleich zur Deutschen «schaukeln» sehr eigenständig, was die Chance auf ein Revival erhöhen könnte.

Ist also das «Bowèèrli» einfach zu wenig originell, um eine Wiedergeburt zu erleben? Ich gebe es noch nicht auf und spanne den Primarlehrer Daniel Manz ein: Er startet eine kleine Umfrage bei seinen 5.- und 6.-Klässlern in Hirzel über dem Zürichsee. Von 19 Kindern, fast alle mit mindestens einem Schweizer Elternteil, haben 2 schon einmal «Binätsch» gehört, bei der Grossmutter und beim Vater. «Bowèèrli» sagt keinem etwas, aber eines merkt an, der «Chaschperli» brauche auch solch alte Wörter: Jörg Schneiders legendäre Hörspiele für Kinder mögen heute als politisch inkorrekt gelten, ihr sprachkultureller Beitrag ist aber beträchtlich.

Wörter kommen, Wörter gehen. Die Schweizer Mundart aber bleibt. Jedenfalls ist sie quicklebendig und vielfältig wie kaum woanders auf so kleinem Raum. Sandro Bachmann vom Idiotikon ist überzeugt, dass sie als Ganzes ein Revival erlebt hat: «Es ist wieder cool geworden, den Dialekt zu verwenden, auch in der Werbung, und vor allem im Schriftlichen hat er klar an Bedeutung gewonnen.» Vom Blühen der Mundarten handelt auch der Film «Omegäng», der am 18. April in die Kinos kommt. Es ist eine schöne Hommage an die Kraft unserer Sprache, von Zürich bis ins Appenzellische, wo urchige Kerle zu Wort kommen, die nie